

Europa hat Uhren, Afrika hat Zeit

In Dar es Salaam, der größten Stadt Tansanias, gehen wir zur malawischen Botschaft, um uns ein Visum zu besorgen. Die diplomatische Vertretung des Nachbarlandes befindet sich im dritten Stock eines Bürogebäudes. Wir sitzen auf fleckigen, abgewetzten Sofas vor einem Schalter und warten. Die Damen und Herren des Büros sind beschäftigt. Beim dritten Anlauf, die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, bekommen wir Antragsformulare ausgehändigt, die wir sorgfältig ausfüllen. Wieder warten wir. Endlich sind wir an der Reihe. Ein Beamter studiert die Formulare und Unterlagen lange und eingehend. Unsere Passbilder sind nicht gut genug. Da gibt es keine Diskussion. Ein junger Mann begleitet uns umgehend zum Fotografen. Unser Fotoshooting auf dem Gehsteig wird zur öffentlichen Freiluftveranstaltung. Man setzt uns auf einen Hocker vor ein türkisblaues Stofftuch. Unser Fotograf scheint alle Zeit der Welt zu haben, denn zuerst wird einmal ausgiebig telefoniert. Endlich ist es so weit. „*Gimmi the smile my friend!*“ (Lächeln bitte!), animiert er uns, während er in Positur geht und dadurch den gesamten Gehsteig blockiert. Aber das spielt keine Rolle, denn es bleiben ohnehin alle Passanten stehen und beobachten das Geschehen.

Zurück in der Botschaft müssen wir uns ein weiteres Mal anstellen. Doch schließlich kommen wir an die Reihe. „*Wait me, please.*“ (Warten, bitte.), meint unser Gegenüber und mit einem Mal sind alle Beamten verschwunden. Wir schauen verwundert in die Runde. Ein Mann steht am Fenster und bohrt gedankenverloren in seiner großen Nase, eine Mutter schimpft lautstark mit ihrem Sprössling und zwei weitere Personen sind während des Wartens auf ihren Sitzen eingeschlafen. Nach geraumer Zeit kommen die Beamten zurück. „Es gibt ein Problem“, meint einer von ihnen, „wir haben keine Visa-Aufkleber mehr. Wir können euch kein Visum geben.“ Wir sind bereits seit Stunden hier, haben geduldig und ausdauernd gewartet und alle Auflagen erfüllt – und nun das. Versteckte Kamera? Nein, afrikanische Realität. Wir protestieren und bleiben am Schalter stehen. Dieses Verhalten funktioniert in Afrika oft ganz gut. Nach langem Hin und Her setzen die Uniformierten ein Schreiben auf, das an den Grenzposten gerichtet ist und besagt, dass der



▲ In Afrika darf man
keine Eile haben

Freiluftfotostudio ▼



Immigration Department
Malawi.

TO WHOM IT MAY CONCERN
MR. PHILIPP MAG. SCHAUDY AND VALESKA MAG. SCHAUDY

I hereby confirm that this Mission has run short of Visa Sticker. Mr. Philipp M. Schaudy and Valeska M. Schaudy has been advised to meet Immigration Office at the Port of Entry in Malawi to be assisted with a visa for a period of 1 month.


O.S. THYOLANI.
DEPUTY HIGH COMMISSIONER.

Mit diesem Schreiben sollen wir
an der Grenze ein Visum bekommen

Afrikanisches Pommes-Standl



Botschaft die Visa-Aufkleber ausgegangen sind, und uns doch bitte an der Grenze ein Visum ausgestellt werden solle. Diesen Brief, versehen mit Stempel und Unterschrift, gibt man uns mit auf den Weg. Wir sind zufrieden und nach „nur“ einem halben Tag sind wir aus dem Botschaftsgebäude wieder draußen.

Zu Mittag kommen wir in ein kleines staubiges Dorf im hügeligen Hochland von Tansania. Von den bunt gefärbelten Häusern und Hütten bröckelt der Verputz. Sie sind alle mit Wellblech gedeckt. Im orangefarbenen Sand neben der Straße steht unter einem Schilfdach, das von vier krummen Holzpflosten getragen wird, eine kleine Garküche. Der Ofen in der Mitte wird mit Holz befeuert. In einer tiefen Mulde der Kochfläche befindet sich heißes Öl. Hier gibt es Fastfood: Pommes. Der Laden ist nicht nur das einzige „Lokal“ im Ort, er bietet auch weit und breit den einzigen Schatten. Entsprechend gut besucht ist die Frittenbude. Wir bestellen zwei Großportionen. Der freundliche junge Mann mit blitzend weißen Zähnen schenkt uns ein breites Lächeln. Dann fischt er eine Kartoffel aus einem Kübel und beginnt sie behutsam zu schälen und in Streifen zu schneiden. Eine zweite folgt, eine dritte, eine vierte ... Wir setzen uns zu den anderen Kunden auf die kleine, aus rohen Brettern zusammengenagelte und vom vielen Gebrauch speckig glänzende Bank und warten. Die Kartoffelstreifen gleiten sachte ins heiße Öl. Nein, wir sind noch nicht an der Reihe. Erst nach drei solchen Durchgängen werden uns die handgemachten Pommes auf einem Blechteller serviert. Sie schmecken herrlich! Während wir essen, plaudern wir mit einigen neugierigen Passanten, die konzentriert unsere Ritzel abzählen und beeindruckt feststellen: „*Very fast!*“ (Sehr schnell!) Wir sind satt und wollen zahlen. Doch wohin ist der begnadete Koch verschwunden? Wir blicken fragend in die Runde der Pommesesser und Schattensuchenden. „*One moment, one moment! Wait!*“ (Einen Moment, wartet!), meint einer von ihnen. Also warten wir. Irgendwann wird es uns zu lange und wir wollen einem der Freunde unter dem Schattendach das ausständige Geld geben, damit er es dem Garküchenbetreiber weitergibt. Doch nein, Geld, das einem nicht gehört, will keiner angreifen. Also halten wir weiterhin die Stellung und blicken die Straße hinauf und hinunter, während der Wind Staub und Plastikmüll durch die Luft wirbelt. Und tatsächlich – der Standler kommt zurück, eine Flasche mit scharfer Tomatensauce in der Hand. Die hätte eigentlich zu unseren Fritten gehört, aber leider seien wir schon fertig, erklärt er bedauernd. Macht nichts. In Ermangelung ausreichenden Münzgeldes bezahlen wir mit einem kleinen Schein. Der Wirt hat aber kein Wechselgeld. Auch kein anderer Kunde kann wechseln. „*Wait me please!*“ (Wartet, bitte!), und auf ein Neues ist der Chefkoch verschwunden. Bis wir wieder auf dem Rad sitzen und noch einmal zurück winken, ist eine halbe Ewigkeit vergangen. Ein typisch afrikanischer Fastfood-Stopp. Warum eigentlich immer diese Eile?

Nach einer schier endlos langen Talfahrt durch Kaffee- und Teeplantagen kommen wir vom tansanischen Hochland an die Grenze zu Malawi. Es ist früher Morgen und der Grenzposten wird gerade geöffnet. Hier legen wir unsere Pässe und das offizielle Schreiben der malawischen Botschaft aus Dar es Salaam vor, welches besagt, dass der Botschaft die Visa-Aufkleber ausgegangen sind. Daraufhin müssen wir warten. Die Beamten sind freundlich, jedoch scheinen sie sich in Zeitlupe zu bewegen. Nachdenklich liest der Zöllner das Schreiben ein weiteres Mal. Er blättert durch unsere Reisepässe und liest bei jedem Stempel laut vor, woher er stammt. Hie und da ein erstautes: „Mhmm, Syria“, oder „Ah, you were in Kenya.“ (Ah, ihr ward in Kenia.) Schließlich hebt er den Kopf und meint, es gäbe ein Problem. Auch hier an der Grenze sind die Visa-Aufkleber aus. Und ohne darf er uns nicht passieren lassen. Wieder protestieren wir. Was können denn wir dafür? Das ist ja nicht unsere Schuld. Nach längerem Hin und Her einigen wir uns darauf, dass ein weiteres Schreiben aufgesetzt wird, das uns berechtigt, am nächsten Tag bis in den 300 Kilometer entfernten Ort Mzuzu zu fahren, um dort bei der Behörde ein Visum und einen offiziellen Einreisestempel zu erhalten. Das klingt nicht schlecht, hat allerdings einen gravierenden Schönheitsfehler: Es ist mit dem Rad unmöglich, diese Distanz in nur einem Tag zu bewältigen. Das heißt, wir verhandeln weiter und schinden für die 300 Kilometer lange Strecke eine Frist von sieben Tagen heraus. In Afrika ist vieles möglich, wenn man nur ausdauernd und beharrlich genug ist. Der Brief soll verfasst werden. Doch mittlerweile ist es Mittag und die Zöllner beginnen, aus Blechtopfen ihr Mittagessen einzunehmen. Wir befürchten schon eine verlängerte Wartezeit, aber zu unserem großen Erstaunen bringt unser Betreuer, noch bevor er Pause macht, strahlend das neue Schreiben, welches besagt, dass die Botschaft in Dar es Salaam keine Visa-Aufkleber hatte und wir deshalb ohne Visum zur Grenze fahren mussten, dass es hier jedoch auch keine Visa-Aufkleber gibt und wir deshalb nach Mzuzu geschickt werden und man uns dort bitte das Visum ausstellen solle. Das Ganze ist natürlich ausreichend gestempelt und gezeichnet. Auch wir strahlen, verabschieden uns und können endlich losfahren.

Als es dunkel wird, erreichen wir einen kleinen, namenlosen Ort, der aus nur einer Häuserzeile entlang der Straße besteht. Es sind hauptsächlich kleine Hotels, Restaurants und Imbissbuden. Menschen laufen kreuz und quer und Busse parken am Straßenrand. Die Sonne geht gerade unter und im Nu ist es stockfinster. Straßenbeleuchtung gibt es keine. Das einzige Licht, das die Straße schwach erhellt, kommt aus den Häusern und ein paar der Standler haben an ihren Karren Lampen montiert, die von Autobatterien gespeist werden. In der Dunkelheit ist die Qualität der Unterkünfte schwer einzuschätzen. Nach einem langen Tag mit

etlichen anstrengenden Höhenmetern und Fahrstunden sind wir erschöpft. Wir wollen nur noch die Räder sicher verstauen, etwas essen, uns waschen und ausrasten. Deshalb entscheiden wir uns rasch für eines der Hotels. In der Eingangsoffnung hängt ein Streifenvorhang aus Kunststoff, auf dem *Coca Cola* steht. Im Inneren ist alles weiß verfliest und strahlt im fahlen Neonlicht. Vom Innenhof aus führen schlichte Holztüren, die im Klinkenbereich schmuddelig grau sind, zu den Zimmern. Auch die scheibenlosen, vergitterten Zimmerfenster gehen in den Hof. Das Obergeschoß wird von rosa-verfliesten Säulen getragen. Es ist nicht ersichtlich, wo sich die Rezeption befindet. Und es ist niemand da, den man fragen könnte. Erst als wir zur Hintertür hinausschauen, entdecken wir eine Frau, die in einer Waschwanne auf dem Boden Wäsche wäscht. Als sie uns sieht, ruft sie einen Namen in die finstere Nacht. Aus der Dunkelheit hört man ein Schlurfen näher kommen und ein älterer Herr tritt ins Licht, das durch die offene Tür vom Innenhof nach draußen fällt. Er grüßt uns freundlich und weiß sofort, was wir wollen. „Wait me please, I get keys.“ (Wartet, bitte, ich hole Schlüssel.), meint er und verschwindet über die schmale Stiege in den ersten Stock. Nach geraumer Zeit kommt der Chef des Hauses mit einer Handvoll Schlüssel zurück und öffnet uns ohne Eile eine Tür nach der anderen. Die Zimmer sind alle gleich und die Betten sehen bequem aus. Somit ist die Entscheidung schnell gefallen und wir schieben unsere Räder in eine der Kammern. Erschöpft lassen wir uns auf die Matratzen fallen. Die Bezüge sind schmutzig. Die Kopfpölster greifen sich fettig an und die Leintücher sind übersät mit fremden Haaren. Widerwillig mache ich mich erneut auf die Suche nach unserem Hotelier. Endlich gefunden, versteht er zwar nicht, was ich will, aber er schlurft mit mir zu unserem Zimmer. Wir zeigen ihm die schmutzigen Laken, er nickt und verschwindet. Es dauert lange, bis er wieder kommt, doch das Warten lohnt sich – er bringt zwei frische Garnituren Überzüge mit. Wir beziehen die Betten selbst. Endlich entspannen! Da klopft es an der Tür. Unsere Passdaten müssen in ein großes Buch eingetragen werden. Der Hausherr setzt sich an den kleinen wackeligen Tisch vor dem Fenster und beginnt in den Pässen zu blättern. „Wir können das für sie machen“, werfen wir ein. „No problem!“, mit einem breiten Lächeln wird unser Versuch, den Vorgang zu beschleunigen, im Keim ersticken. Er lässt es sich nicht nehmen, das Ausfüllen selbst zu erledigen. Name, Ausstellungs-ort und -datum, Gültigkeit, Adresse, Land, Familienstand, Geburtsdatum, ... Wir möchten endlich unsere Ruhe, wollen aus den engen Radhosen schlüpfen, uns waschen, etwas essen. Wie lange dauert eine Ewigkeit in Afrika? – Sie dauert länger. Wir sollen bitte auch gleich bezahlen. Kein Problem, doch wie könnte es anders sein? – Es gibt kein Wechselgeld. Nach einiger Zeit steht der Hotelbesitzer wieder vor unserer Zimmertür, um uns das Restgeld auszuhändigen. Wir sinken gerade erschöpft auf die Betten, als es erneut an der Tür klopft. Mit einem entwaffnenden

Lächeln streckt uns der Hausherr Cola und Erdnüsse entgegen: „Present for you!“
(Geschenk für euch!)

Die kleine Stadt Mzuzu liegt im nördlichen Drittelp Malawis. Es gibt Radverkehr, es gibt Fußverkehr, doch es gibt kaum motorisierten Verkehr. Kinder spielen auf staubigen Plätzen. Erwachsene hocken am Straßenrand und schauen ihnen zu. Es ist Mittagszeit und der ohnehin entspannte Rhythmus des Lebens schaltet einen weiteren Gang zurück. Wir suchen und finden rasch eine Bleibe. Am nächsten Morgen sind wir zeitig bei der Pass- und Ausweisbehörde. Der Wartebereich ist voll mit Antragstellern. Einige haben Stapel von kreuz und quer übereinander gelegten Papieren in der Hand, andere wiederum nur den Reisepass. Die Frauen tragen bunte lange Kleider mit großen Blumen und Punkten. Die Männer bevorzugen ausgebeulte Anzughosen und helle Hemden. Wir fügen uns in die Schar der Wartenden ein. Am Schalter passiert erschreckend wenig. Oder man könnte auch sagen, man nimmt sich für die Kundschaft ausreichend Zeit. Der Dame mir gegenüber fallen die Augen zu. Ihr Nachbar schubst sie – sie ist an der Reihe. Mit ihrem Papierstapel in den Händen wird sie nach langer Diskussion abgewiesen. Wahrscheinlich fehlt noch ein Schreiben oder ein Stempel oder eine Unterschrift. Sie geht und wird sich vermutlich morgen aufs Neue anstellen.

Wir sind dran. Der Schalter ist so hoch, dass man auf Zehenspitzen stehen muss, um sein Gegenüber zu sehen. Der Beamte im Khakihemd wirkt gelangweilt. Ein dünner Schweißfilm auf dem Gesicht lässt seine dunkle Haut im Schein der Glühbirne, die über ihm hängt, glänzen. Hauchdünne Zettel, fast wie Seidenpapier, liegen überall herum. Sie haben alle einen Vordruck und auf den meisten sind mit Kugelschreiber Felder ausgefüllt. Der Beamte atmet tief aus und schaut uns fragend an. Hinter ihm lehnen schiefe Türme aus Papier an überquellenden Schränken, in denen Ordner in einem wilden Durcheinander gestapelt sind. Auf einem Tisch steht ein alter IBM Computer aus den Anfangszeiten der digitalen Technologie. Es ist der einzige PC im Raum und nicht in Betrieb. Wir bringen unser Anliegen vor, zeigen die beiden Behördenbriefe und unsere Pässe ohne Visum. Wortlos geht der Staatsdiener zu seinem Kollegen. Die beiden diskutieren und blicken dabei immer wieder in unsere Richtung. Dann legt man alles wieder vor uns auf das Pult und wendet sich dem nächsten Kunden zu. Was ist los? „Wait me please.“ Wir warten. Irgendwann, wir sind bereits seit Stunden hier, taucht ein neuer Kollege auf. Er nimmt sich unser an, lässt sich alles von vorne erklären und verschwindet schließlich mit unseren Pässen im Nebenraum. Bald taucht er wieder auf, und wir müssen pro Person zwei Anträge und eine Einreisekarte ausfüllen. Ach ja, und je zwei Passbilder sind erforderlich. Was für ein Glück, dass wir noch ein paar von den Fotos aus Dar es Salaam übrig haben. Sorgfältig legen



▲ Kinder auf ihrem Schulweg

Warum nicht zwischendurch
auch mal schieben? ▼



wir alles feinsäuberlich ausgefüllt und gestapelt vor uns auf den Schalter. Ein Angestellter schnappt sich die beiden Stapel und verschwindet. Und es heißt wieder mit Geduld und Gelassenheit abzuwarten, was als Nächstes auf uns zukommt. Es ist die Rechnung in Form eines der erwähnten Seidenpapiere. Wir bezahlen umgerechnet fünfzehn Euro. Der Seidenpapierzettel flattert auf der anderen Seite des Schalters zu Boden und wir bekommen, ohne weitere Wartezeit, unsere Pässe ausgehändigt. Wir staunen nicht schlecht, als wir sehen, dass je zwei Visa eingetragen sind: Eines, das als ungültig markiert ist, für den Zeitraum von der Grenze bis Mzuzu, und das zweite, das ab sofort valid ist. Was für ein verschwenderischer Umgang mit den Visa-Aufklebern! Mit einem Bärenhunger verlassen wir das Amt. Es ist bereits später Nachmittag.

Durch das Erleben des afrikanischen Sich-für-alles-Zeit-Nehmen stellen wir die Hektik in unserer westlichen Kultur immer mehr in Frage. Wir werden in den Monaten, die wir durch den schwarzen Kontinent radeln, bewusst langsamer und geduldiger. Die Eindrücke, die wir in Afrika sammeln, lassen uns die Welt mit anderen Augen sehen und haben einen prägenden Einfluss auf unseren Reisestil. Wir versuchen, unsere „europäischen Uhren abzulegen“, und beginnen, uns „afrikanisch Zeit zu nehmen“.

